

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Des Lahrer hinkenden Boten neuer historischer Kalender für den Bürger und Landmann

Karlsruhe, Im Digitalisierungsprozess: 1814-1994

Supper, Auguste: Der Dümme von da hinten 'rum. Eine
Schwarzwaldgeschichte

urn:nbn:de:bsz:31-62031

Der Dümme von da hinten 'rum.

Eine Schwarzwaldgeschichte von A. Supper.



ie eine sorgsam mit dem Schermesser rasirte Platte in der Mitte eines riesigen borstigen Haupt-

tes, so sah die fast kreisrunde Ode auf der Höhe des bewaldeten Berges im Schwarzwald aus.

Kartoffeläcker, ein Streifen Flachs- und Dinkelfeld, etliche mit Weißtraut und Rüben bespflanzte, mit Dornen eingegegte Stücke — das war die ganze Landwirtschaft da oben. Der größte Teil der Hochebene war von Heidelkraut, bräunlichem, dürrtigem Gras, flechtenumponnenen Steinen und niedrigen Binsen überjät und überwuchert. Debes, unfruchtbares Gelände für die Menschen, ein Land, wo Milch und Honig fließt aber für die emsigen Waldbienen, für schillernde Käfer, kurzlebige Schmetterlinge und raselose Ameisen.

„Auf der Ode“ hießen die Menschen das Gebiet dort oben. Wie das krabbelnde und schwirrende Tiervolk es nannte, weiß niemand zu sagen. Ist auch Gewohnheit geworden auf Erden, nach keinem andern denn Menschenurteil zu fragen.

Rings an den Hängen des Berges rauschten die Tannen. Ihre geraden, dunklen Wipfel waren die borstigen Haare, die die geschorene Platte umstanden. Zum Teil waren es alte, schöne Bestände mit schlanken, gepflegten Stämmen, zwischen denen Sonnen- und Mondenlicht herniederrieseln konnte bis auf den weichen, grünen Grund, wo die Heidelbeeren wuchsen und die stolzen Moose, die sich trugen wie Balmen im Morgenland und sich selbst und das Fleckchen, auf dem sie standen, für den einzigen wirklichen Urwald auf Gottes Erdboden hielten.

Gegen Norden und Osten aber herrschten kümmerliche Forchten vor, die oft weit auseinander wie die

Einsiedler oder wie zänkliche Menschen im dichten Unterholz standen. War nicht viel Staat zu machen mit diesen Seiten des Berges und Waldes. Es war wie ein lichtgewordener, verdorbener Haarwuchs.

Häher, Habicht und Bussard zogen hoch oben ihre Kreise oder huschten schreiend durchs Buschwerk, und wenn die Nacht sank, dann schrie auf einer der brüchigen Forchten der Kauz, daß die kleinen Vögel in ihren Nestern zusammensuhren im Schlaf und vielleicht vom Sterben träumten. Denn der Schrei des Nachtvogels deutet aufs Sterben.

Vielleicht aber fragten die kleinen Vögel am Waldhang nichts nach solch menschlichen Ansichten. Möglicherweise lachten sie, wenn der Kauz schrie und dachten: wie dumm ist doch ein Kerl, der Beute erschaffen will, und dazu schreit, daß alles aus dem Weg läuft!

Mitten unter den paar Aekern auf der Höhe stand ein Haus. Und neben dem Haus, fast als müßte sie sich anlehnen, eine niedrige Scheune. Hinter der Scheune wieder war etwas angeflickt, das für einen Backofen gelten konnte. Alle diese Gebäulichkeiten zusammen hießen „der Odhof“.

Das mehr breite als hohe Dach des Hauses war auf der Wind- und Wetterseite mit Ziegeln gedeckt. Gegen die Scheune hin mußten Schindeln und Stroh genügen. Die ungeschliffenen Mauern aus Feldsteinen trugen einen gelblichen Bewurf, den schwerlich ein Künstler von Fach angebracht hatte, und die zahlreichen Fenster waren so niedrig, daß sicher nicht allzuviel Luft in die inneren Gänge dringen konnte, auch wenn sie sperrangelweit offen standen.

Mit dem Odhof war es ein eigen Ding. Ein graubärtiger Herr aus Stuttgart, der mit Hammer und Karte, mit Stift und Maßstab und anderem Gerät auf der Ode herumhantierte, hatte von einem römischen Kastell gesprochen, das in unvordentlichen Zeiten da oben sollte gestanden sein. Einen der grauen Steine am Main hatte er mit dem Fuß weggestoßen und sinnend gemeint, da sei vielleicht schon eine Römersohle drüber geschritten. Hans Adam, der Bauer vom Odhof, stand dazumal daneben. Als der Herr den Rücken wendete, rückte der Bauer den Stein wieder an den alten Platz, denn er sah, wie eine Unmenge krabbelnder Tierlein sich qualvoll in der plötzlich hereingebrochenen Sonnenhitze wand. „Die Römer, die sind längst zu Staub geworden“, dachte der schlichte Mann, „die kümmern mich nicht, aber das kriechende Zeug da unten, das soll nicht unnötig leiden.“

Dann wieder hieß es, der Odhof sei eine Räuberherberge gewesen, auch schon in unvordentlichen Zeiten, ehe es eine Eisenbahn gab im Schwarzwald, und noch mancher Wanderer, um die weiten Bogen der Talstraße abzuschneiden, über die Höhe flog.

Von der Räuberzeit her liege ein Fluch auf der Ode, also daß über kümmerliches Lebensrisiken hinaus da oben nichts zu erwarten sei.

Der Hans Adam hörte auch dieses Urteil über sein Heimwesen mit an. Aber tiefer als die Römer-

geschichte ging es ihm nicht; er lächelte nur und schüttelte den Kopf.

Und abermals in unvordenklichen Zeiten sollte der Odhof eine Art Jagdhaus gewesen sein, darin ein hoher Herr Wohnung nahm über die Zeit, wenn der Schnee unter den Tannen schmolz und die Auerhähne balzten. Der hohe Herr war dann später tiefer gestiegen, weil der volle Geldsack, auf dem er stand, in einem schönen Frühjahr mit dem Schnee geschmolzen war. Das Jagdhaus verwitterte, und die Auerhähne hatten ihre Ruhe, bis ein anderer kam.

Dem Hans Adam gefiel auch diese Auslegung nicht.

Für ihn stand es fest, daß auf dem Odhof sein Vater, und vor seinem Vater sein Großvater und zuvor sein Urgroßvater und so fort bis auf unser aller Vater Adam zurück immer seine direkten Vorfahren gelebt hatten. Und das steinerne Haus war da, seit der blaue Himmel oben darüber, der runde Berg darunter stand. Nur einmal am Dach und dann wieder an den Fenstern, am Kamin oder an den hölzernen Läden war geklickt worden, je nach Bedürfnis oder Stand der Finanzen. Das war dem Hans Adam so sicher wie das Evangelium. Vielleicht war es dieser Glaube, der in das Wesen des Bauern etwas so Stetes, Verlässliches und Ruhiges gelegt hatte. Das Einessein mit seiner Scholle, das Verwachsensein mit angestammtem Besitz ist wie eine feste Verankerung, die den Stürmen der Welt und des Lebens trotzt. Als Uradel vom Schwarzwald fühlte sich der Besitzer vom Odhof, wenn gleich nur zwei Geißen in seinem Stall meckerten und rings um das Haus kaum das knappe tägliche Brot wuchs.

Seines einsamen Lebens Gefährtin hatte sich der Bauer vom Fischerhof geholt. Dort, auf dem reichen Gut, eine Stunde vom Odhof hinter der nächsten Höhe, war die Bärbel Hausmagd seit zehn Jahren.

Ihr Herr, der „schwarze Fischer“, war voll Gift und Galle, als Hans Adam, der in strengen Arbeitszeiten auf dem Gut tagelohnte, um die erste Magd freite. Aber geholfen hatte es nicht. Die zwei fleißigen und stillen Menschen hielten zusammen wie die Kletten, und Herr Fischer mußte sich eine andere Hausmagd suchen, dieweil die Bärbel von dem reichen Hof mit den wohlgefüllten Ställen weg überfiedelte zu den zwei Geißen und dem stillen Hans Adam.

Der „schwarze Fischer“ vom Hof war ein armer Mann mit vollen Geldsäcken. Er hatte ein ruheloses Leben hinter sich schon dazumal, als er mit dem Oberstentitel und einer schönen Frau von Amerika heraus in die waldumschlossene Bergwelt kam. Und auf dem stattlichen Gut, dem er seinen Namen gab, fand der schwarzbärtige Mann erst recht keine Ruhe.

Die schöne Frau war eines Tages nicht mehr da. Zuerst sagte der Gutsherr gar nichts, später sagte er, sie sei gestorben. Das einzige Töchterlein, Kleopha, wuchs mütterlos und ohne das Andenken an eine Mutter daher. Die Gesindnot nahm kein Ende. Wohl fehlte es nie an Leuten auf dem Fischerhof. Aber dieweil die Rede ging, auf des schwarzen Fischers Geld sei kein Segen, wollte Knecht und Magd möglichst

viel vom Mammon des Herrn an sich bringen, um sich durch eigene Anschauung zu überzeugen, was es damit für eine Bewandnis habe. Nur die Bärbel, die „das Jungferle“ aufzog, die Kleopha, und in Haus und Küche schaltete, sie war ehlich und treu. Dafür hing sie ihr Herz an den Hans Adam und ging vom Hof, ehe das Kind ihres Herrn sie entbehren konnte.

Und dann kam das Schlimmste im Leben des schwarzen Fischers vom Hof.

Zehn Jahre war der Hans Adam mit der Bärbel verheiratet. Zehn Jahre hausten die zwei auf der Ode, und nur an den vierteljährlichen Märkten kamen sie herab in die ferne Stadt, und noch seltener sah man sie im nächsten Dorf, zu dem sie gehörten.

Einsichtige Leute, wie sie im Buche stehen. Sie kümmernten sich um niemand, und niemand fragte ihnen nach. Zuweilen nur sprach einer der Herren aus der Stadt bei ihnen vor, die die Jagd ringsum im Pacht hatten. Der trank dann wohl ein Glas Geißmilch, sah sich in der niederen Stube um, guckte in der dunklen Küche unter den verrauchten Kaminschoß, besah im Stall die Drudenfüße und Hengentreuze und trat dann wieder ins Freie mit einem tiefen Atemholen und der innerlichen Frage: Wie können diese Menschen nur da drinnen leben?

Und im harten Schwarzwaldwinter, wenn der Schnee fast zu den Fenstern hochginge, wenn der Bahnschlitten oft tagelang ausblieb, wenn am Waldsaum nächtelnd die Füchse bellten und breitstilige Tannen unter der Schneelast krachten, daß es wie Gewehrfeuer knatterte, wenn die Sterne vor Kälte am Himmel zitterten und die Hasen vor lauter Hunger dort Wurzelbäume schlugen, wo sie im Sommer dem Hans Adam das Kraut zerfressen hatten, dann arbeitete sich höchstens ein Forstwächter oder ein Holzhafter durch den Schnee. Keuchend trat er wohl über die Schwelle des Odhofs, und den Wacholder- oder Vogelbeerschnaps, den ihm die Bärbel anbot, den brauchte er, dieweil ihm die Knie zitterten vom bösen Weg.

Aber die zehn Jahre her war es der Bärbel und dem Hans Adam trotz alledem niemals zu einsam gewesen.

Es ging etwas neben den zwei Leuten her, ein stiller, freudiger Gefährte, den nicht Sommerhitze noch Winter Schnee bis jetzt vom Odhof hatte vertreiben können.

Wenn die Bärbel im Sommer den Rechen führte, im Winter das Spinnrad trat — der Gefährte war da und lachte sie an. Wenn der Bauer die schwere Haue schwang oder den beweglichen Dreiflügel — immer half ihm etwas dabei und machte ihm die Arbeit leicht.

Aber nach zehn Jahren ward dieses Etwas immer schattenhafter, immer dünner und schwächer, und zuletzt war es weg für immer. Zehn Jahre hatten sie auf ein Kind gewartet und war keines gekommen. Im ersten Winter seiner Ehe schon hatte der Hans

Adam mit dem Schnitzmesser hantiert und mit tan-
 nen Brettern. Eine Wiege wollte er machen —
 zum Züvertreib. Sein Weib sah nicht gut dazu
 und schüttelte den Kopf. Sie hatte Recht behalten.
 Wenn es schon überall ein herbes Ding ist um eine
 Wiege ohne Kinder, für die zwei auf der Ode war es
 ein bitteres Herzeleid. Der Bauer sagte nichts. Aber
 mitten im Näbenjagen oder im Flachsverrupfen hielt
 er o t ein und starrte gegen die moosigen Römersteine
 hinüber und gegen den Waldjaum. Wie lange noch,
 und der Wind, der über die Höhe streicht, wird keinen
 Odhobauern mehr treffen da oben. Kein David
 oder Michael oder Hans Adam Blochmann wird mehr
 über die rauhen Äter den spärlichen Samen streuen,
 keiner vom alten Namen und Stamm wird mehr
 herrschen auf der Ode. Eine große stumme Trauer
 schiff dem Manne ans Herz, ein Gefühl, als sei sein
 arbeitsames, stilles Leben nutzlos und zwecklos ge-
 wesen, als sei überhaupt so vieles, wo nicht alles auf
 dieser Welt ohne Sinn.

Unfern vom Bergabhang inmitten der Heide stand
 eine riesige Eiche. Den Herentanzplatz hieß man den
 alten Plan unter dem Baum, und von den Stadt-
 herren hatte einmal einer gesagt, diese Eiche sei min-
 destens sechs- bis siebenhundert Jahre alt. Just in
 dem Frühjahr, da den Odhofsleuten die Hoffnung
 auf ein Kind einschloß, starb auch der Baum. Kein
 Blitz hatte ihn getroffen, so frei er auch dastand,
 keine Art traf seinen Stamm, so viele Klasten altes
 Eichenholz auch da zu holen waren. Und doch ging's
 zu Ende. Es war kein Trieb mehr in dem alten
 Stamm, er schlug nicht mehr aus.

Unter dem kahlen Geäste stand oft der Hans Adam
 und starrte hinauf in das prächtige Knochengerüste,
 das gegen den blauen Frühlingshimmel ragte. Ein-
 same Leute wie der Odhobauer, die nur Wind und
 Sonne, schrille Vogelschreie und schwirrende Käfer,
 ziehende Wolken und stille Sterne zur Gesellschaft
 und Unterhaltung haben, sie werden anders und denken
 anders, als sonst in der Welt der Brauch ist. Der
 Odhobauer, der an der toten Eiche in die Höhe sah
 er rechnete nicht aus, wieviel Raummeter aus dem
 Niesenstamm zu machen wären; es ging ihm nur
 immer wieder durch den Kopf: „Dem Baum geht's,
 wie es mir geht, und mir geht es, wie es dem Baum
 geht: kein neues Leben mehr, ab von der Welt und
 fertig und vergessen!“

An dem Tag, als der Förster mit Arbeitern kam,
 um die Eiche zu fällen und zu zerjagen, aß der Hans
 Adam keinen Bissen, so trieb es ihn innerlich um.

Und die Bärbel, die schon dazumal, als sie den
 fünfunddreißigjährigen Odhobauern heiratete, nicht
 mehr die Jüngste war, sie wurde jetzt recht grau
 unter dem Kopftuch, das sie zumeist trug. Wer so
 leßt und gläubig auf etwas hofft und harret, wie das
 wortkarge Weib, der ist wie eine rankende Pflanze,
 die schwer mit allen Zweigen auf einem stützenden
 Stabe ruht. Wohl wächst und treibt sie fort, so
 lang der Stab sie trägt. Wann er aber mirb wird
 und bricht, so hat die Herrlichkeit ein Ende und das

Geranke vermag sich nicht aus eigener Kraft in der
 Höhe zu halten.

Die Bärbel ging ihrer Arbeit nach jahraus, jahr-
 ein; aber es war mit ihr doch etwas anders geworden.

Einmal, da sie oben unter dem Dach etwas her-
 vortramte, kam ihr die vorzeitig gezimmerte Wiege
 unter die Hände. Da sah sich das Weib unter dem
 Gerümpel nach etwas um, womit sie des Hans Adam
 Kunstwerk zusammenschlagen könnte. Aber nur eine
 uralte, wurmfressige Kunkel, zerbrochene Häfen und
 die bemalte Schnitztruhe stauden in der Nähe. Die
 Bärbel schüttelte den Kopf über sich selber: als ob
 die Wiege schuldig wäre! Nein, eine Strafe vom
 Herrgott ist's, weil die Bärbel dazumal die kleine
 Kleopha auf dem Fischerhof allein gelassen hat mit
 ihrem jähzornigen, verbissenen Vater und mit dem
 Dienstbotenwolf, das nur an sich selber dachte.

Acht Jahre alt war das Kind, das keine Mutter
 hatte, und am Rock war es der Bärbel gehangen
 mit Schluchzen und Weinen an jenem Sonntag-
 morgen, da der Hans Adam die Braut fortführte
 vom Hof.

Und der Herr Fischer hatte seiner vielsährigen
 Magd nicht B'hit Gott gesagt. Der Lohn war auf
 dem Kuchentisch gelegen bei Heller und Pfennig,
 nichts drunter und nichts drüber. Nicht einmal zur
 Hochzeit schenkte der schwer erzürnte Herr der treuen
 Magd. „Geh du meinewegen zum Teufel!“ hatte
 er in höchstem Zorn gerufen, als die Bärbel fest blieb
 in ihrem Entschluß, den armen Bauern zu heiraten.
 Das war der Unsegn, der jetzt das Glück ferne hielt
 vom Odhof. Dazumal war die Bärbel in hellem
 Trotz aus ihrer Stelle gegangen. Es schien ihr, als
 sei es ihr gutes Recht, das eigene Wohlergehen vor
 das fremder Leute zu stellen. Jetzt aber, nach so
 langen Jahren, drückte ihr Verhalten von damals
 wie schwere Schuld auf sie.

Die kleine Kleopha mit dem Haar wie Seide, dem
 weißen Gesichtlein und den großen, braunen Augen,
 sie stand jetzt oft so deutlich und lebhaftig vor der
 Bäuerin, und jedesmal schien sie zu sagen: An mir
 hast du bewiesen, daß du keinem Kinde Mutter sein
 kannst, darum ist auch die Wiege umsonst gemacht.

Das Weib seufzte schwer und stieg vom Dachboden
 herunter, ohne die Wiege zertrümmert zu haben.

An einem frühen Abend im Oktober war's. Grim-
 mig rüttelte der Sturm an den geschlossenen Fenster-
 läden des Odhofs, heulend fuhr er über das breite
 Dach, und im Kamin rumorte er wie der Böse selber.
 Die Bärbel saß am Tisch und verlaß Linjen, der
 Bauer half ihr dabei, starrte aber dazwischen immer
 wieder vor sich hin wie einer, dem seine Gedanken
 durchgehen, so daß er sie nicht mehr halten kann.

Unter dem großen, eisernen Ofen, der mit lächer-
 lich dünnen Füßen auf breiter Sandsteinplatte stand,
 lag das Mohrle, der wachsame Spizerhund, den der
 Hans Adam vor wenigen Wochen gekauft hatte. Die
 kleine Hängelampe, an deren Ölbehälter jahraus,
 jahrein unten ein gelblicher Tropfen hing, brannte

trübe und unlustig, und lauter als je Klang der Schrei des Kauzes in kurzen Pausen vom Waldsaum herüber.

Plötzlich hub das Mohrle zu knurren an.

„Es träumt ihm,“ sagte die Bäuerin. Wieder knurrte der Hund, und dann fuhr er auf mit gesträubtem Rückenhaar und kurzem, zornigem Bellen.

Die Bärbel stellte ihre Linsenschüssel auf den Tisch und lauschte, der Bauer zog hinter dem Tisch die Füße an sich und zwang seine schweifenden Gedanken von ihren Streifzügen zurück.

Wütend fuhr das Mohrle gegen die Türe, und durch ein langgezogenes Sturmesheulen hindurch hörte man nahende Schritte und gleich darauf ein Klopfen.

Bedächtig schritt der Bauer gegen die Türe. „Wer ist denn draußen?“ rief er, ehe er den Schlüssel umdrehte.

„Macht nur auf!“ Klang eine barsche Stimme, und gleich darauf standen zwei Menschen, ein Mann und ein Weib, im schmalen Flur des Odhofs, und trotz des spärlichen Lichtes, das durch die offene Stubentüre hinausfiel, schrie die Bärbel drinnen auf: „Die Kleopha!“

Ja, die Kleopha vom Fischerhof war es, und der Mann war der Herr Fischer selbst; aber auf seinem allezeit strengen Gesicht lag es heute wie Wut oder wie Verzweiflung, und die fahle Blässe leuchtete förmlich neben dem schwarzen Bart- und Haupthaar.

Lang sprach der Mann mit den Odhofleuten und während der ganzen Zeit saß die Kleopha auf der harten Bank am Ofen, drückte die weißen Hände vors Gesicht und schluchzte still.

Das war der Tag, an dem dem Herrn des Fischerhofs das Schlimmste widerfuhr — trotz all seinem Geld und Gut.

Früh setzte der Winter ein, schon viele Wochen vor Weihnachten. Ungeheure Schneemassen füllten die Wälder. Rehe, Hasen und Füchse nagten jammernd am Hungertuch; nur die Vögelein auf der Ode, die sonst eben so schlimm daran waren, sie hatten dieses Jahr leichtere Zeit. Alle Tage streckte ein Menschenkind den blonden Kopf zum oberen Laden des Odhofs heraus und eine weiße Hand streute Körner aus, um die Meisen, Amseln, Spazzen und Finken sich stritten.

Um Weihnachten wurde es milder. Der Schnee sank zusammen wie ein Federbett, wenn man sich darauf legt; auf der Höhe leckte die Sonne, in den Wäldern und Tälern der Wind an den wässerigen Massen, und nie sind die Tannen des Schwarzwalds dunkler und düsterer, als wenn sie lange der weiße Mantel bedeckt hielt. Die Meisen und Finken fanden nun wieder da und dort im frei gewordenen Wald ein bescheidenes Bröcklein und kamen nicht mehr so nahe an den Odhof. Eine selbsterworbene kärgliche Mahlzeit sei besser als erbettelter Überfluß, dachten die Vögel. Seit die Wege vom Dorf und Wald herauf gangbar waren, erschien selten mehr der blonde Kopf und die weiße Hand am Fenster, und es war dies nicht allein der fortbleibenden Vögeln wegen.

Länger wurden die Tage. Die Bäuerin stellte allgemach ihr Spinnrad beiseite, schritt mit schweren Schuhen, an denen sich die nasse Erde ballte, durchs Garten- und Ackerland, küftete die schützenden Tannenreifer über dem Winteralat, langte an sonnigen Nachmittagen nach der Mistgabel und trieb bisweilen die Geißen ins Freie.

Aber sonderbar — auch die Bärbel schaute immer zuvor aus, ob nicht Leute um den Weg seien, just als hätte sie kein gutes Gewissen.

Schon sproßten unter den noch blätterlosen Schlehensbüschen oberhalb des Krautackers die Veilchen, das fing es noch einmal zu schneien an. Erst kamen einzelne Flocken tanzend und spielend hernieder, dann schwebte; dann aber wurde es bitterer Ernst, und an dem Tag, da der Frühlingsanfang im Kalender stand, stäubte es an den Fenstern des Odhofs vorüber, als hätte es jauchte der Sturm über einen Ballen schneigen Flaums.

In der Stube auf der Ofenbank saß der Mann Adam und hielt die schwielen Hände gefaltet über dem Predigtbuch. War kein Sonn- und kein Feiertag heute und fast außer dem Brauch, daß der Bauer so dasaß. Aber weil heut schon mehreres vorging,



Während der ganzen Zeit saß Kleopha auf der harten Bank am Ofen. Was außer dem Brauch war, so kam es so genau nicht darauf an.

Zuweilen streckte die Bärbel den Kopf durch die Türe. Einmal sagte sie: „Ist schon gut, das Wetter heut!“ und ein andermal: „Bet nur, Hans Adam, bet nur!“

Still saß der Mann, und die matte Helle des Sturmtages füllte trübselig die Stube. Wäre das

Mohrle nicht gewesen, das dann und wann sein schwarzglänzendes Schnäuzlein am Knie seines schweig-samen Herrn rieb, man hätte meinen können, die Stube mit Inzassen und Geräten läge in einem bösen Bann. Da, als der Abend sank, klang ein Schrei durchs Odfhofhaus.

Der Hans Adam fuhr auf von der Ofenbank. Davon hatte er geträumt, von einem solchen Schrei, zehn Jahre lang! „Mohrle, hast's g'hört?“ stammelte er, und er mußte sich wieder setzen, denn die Knieer zitterten ihm. Hatte nicht der Tod heute das einsame Haus umlauert, und hatte nicht eben das Leben seinen Siegesruf ausgestoßen!

Oben auf der Stiege rief die Bärbel: „Hans Adam, ein fest's Menschle!“ Da stellte der Mann das alte Predigtbuch aufs Brett und nickte mit dem Kopf. „Das hab' ich gleich am Schreien g'merkt,“ murmelte er und schritt aus der Stube, um nach den Geißen zu sehen, denn der Bann war von ihm genommen.

Es schneite weiter die ganze Nacht. Im Odfhof am oberen Fenster brannte ein Licht. Hinter dem roten Bettvorhang atmete etwas und vorne auf dem Tisch auf blaugeblühten Kissen atmete auch etwas.

Das auf dem Kissen war „das Menschle“, das der Hans Adam am Schreien kannte. Hart aneinander gelehnt vor dem Tisch standen die Odfhof-lente und besahen sich das winzige Ding, das in einem groben Hemdchen aus alten Zeiten dalag und strampelte. Keines sprach ein Wort, und doch wußte jedes, was das andere dachte. Das Mohrle drückte sich her, legte die seidenweichen Pfoten an den Tischrand, streckte den geschmeidigen, schwarzglänzenden Körper und mühte sich, eines der roten, strampelnden Füßchen zu ledern.

Da ließen plötzlich zwei große, helle Tropfen über der Bärbel Gesicht. „Sollen wir's h'halten, Hans Adam?“ klang es ganz leise, daß der Ton nicht bis hinter den roten Bettvorhang zu dringen vermochte.

Der Bauer legte seine rauhe Hand sachte und zart auf das haarlose Köpfschen der Kleinen, und eben nach jenem Bettvorhang gewendet, sprach er laut und festlich in seiner langsamen Art: „Heut, am 21. März, ist dem Hans Adam Blochmann und seiner Bärbel ein Mädle geboren!“

Da schluchzte etwas auf hinter dem Bettvorhang; aber es war nicht lange zu hören, denn Hans Adam Blochmanns Mädle begann eben jämmerlich zu schreien, worauf das Mohrle und sein Herr sich eilends davon machten.

„Wenn's gut geht, hält der Schnee noch eine Zeit lang,“ sagte nach zwei Tagen der Bauer zu seinem Weib. Die Bärbel schaute mit kreuzvergnügten Augen durch die Scheiben und sagte: „'s geht gut, Hans Adam, 's geht gut.“ Merkwürdig frisch und verjüngt sah das Weib aus. Ist ja oft so, daß ältere Weiber nach einem Wochenbett wieder jung werden. Und es ging gut. Kein Bahnschlitten brach sich durch nach dem Odfhof, die Fündhölzer gingen sogar aus

dort oben. Aber der Bauer murzte nicht, er behalf sich mit Stahl und Zunder, und für die Bäuerin war ohnedies die Welt so hell und warm, daß sie an keine Fündhölzer dachte und lieber halbstundenweise in die schwache Stut blies, als daß sie Schlitten-geläute vernommen hätte.

Aber an einem schönen Morgen waren eben doch die Wege in die Welt hinaus wieder zur Not gang-bar. Und not tut's, daß man sein erstes Kind anmeldet beim Schultheissen und beim Pfarver, auch wenn man weit draußen auf der Einöde wohnt. Die Bärbel sah dies ein, und der Hans Adam stülpte sich den Dreispitz über.

Es war ihm ein saurer Gang. Kein Schwarz-wälber von „ganz dahinten“ hat gern mit irgend einem „Amt“ zu tun. Kommt doch nichts dabei raus als Unguts: Steuerzahlen, Zeugenschaft ablegen, Straf antreten und dergleichen.

Nicht allzu eilig stapfte der Bauer durch den Schnee, und seltsamerweise machte er den Weg über den Fischerhof, der weit abseits vom Pfarrdorf lag.

Den Herrn traf er an; aber das „Fräule“ war schon seit dem Herbst bei Verwandten im Böhmischen. Dem Hans Adam machte das nichts aus, er ließ sich zum Herrn führen. Vom tiefen Schnee sprach der Bauer und von der Wintersaat, und dann noch ganz leise von etwas anderem. Dann ging er.

Am selbigen Abend spannte der Gutsherr ein, um zur Stadt zu fahren, denn das Fräulein kam heim aus dem Böhmischen.

Im Hof draußen, als schon die Laternen am Chais-chen brannten, rief er der schwerhörigen Haushälterin, die hinter den Knechten unter der Türe stand, zu: „Daß ich's nicht vergesse, Sibylle, der Odfhofbauer war heute da und hat mich und meine Tochter zu Gevatter gebeten bei seinem Kind. Mach' Sie auf Sonntag in acht Tagen zurecht, was der Brauch ist; wenn Fräulein Kleopha Lust hat, fahren wir hin.“

Wie doch das Schneestampfen müde macht und das Herz klopfen läßt! Schier außer Atem lehnte der Hans Adam am eisernen Geländer der Rathaus-staffel im Pfarrdorf. Sorglich streifte er die schweren Stiefel ab, dann nahm er das rote Sacktuch aus der Tiefe seines Rockschößes, wischte sich über Stirne und Nacken, als sei er gar in Schweiß geraten, und mühsam die Kniee hehend schritt er aufwärts.

Ein hagerer, schnauzbärtiger Mann stand oben im Flur und hielt ein Bündel Papiere in der Hand.

Das war der Büttel, Ratsdiener, Polizeiwacht-meister, Leichenbitter und -besorger Johann Reinhard, seines Zeichens außerdem noch ein Schneider.

Die Männer kannten einander, denn der Diener der Obrigkeit hatte beim Odfhofbauern schon die Steuern eingezogen.

„Was soll's?“ fuhr er jetzt den schwer atmenden Mann an, denn hier in „seinem“ Rathaus kannte er keine Schwäche, indes er oben auf dem Odfhof der Bärbel Wacholderschnaps oft fast über alles Diensthliche stellte.

„Möcht' halt zum Schulzen, mein Mädle anmelden!“

„So, so, hast ein Mädle eing'stellt?“

Der Bauer klärte das Mißverständnis nicht auf. Er schritt nach der Türe, die ein schmutziges Plakat mit der Aufschrift „Amtszimmer“ trug.

Aber flinkere Schritte, als er, machte der hagere Polizeidiener. Ihm war es allezeit von der größten Wichtigkeit, persönlich zugegen zu sein, wenn es im Amtszimmer zu irgend welchen Erörterungen kam. Nur so konnte er sich über alle Gemeindeangelegenheiten auf dem Laufenden erhalten, und das hielt er für nötig aus rein dienstlichen Gründen.

Dicker Tabaksqualm füllte den vielsenstrigen Raum. Es hieß im Dorf, dem Schulzen werde die Pfeife nur kalt, wenn sein Bierkrug leer werde, und das sei nur zur Schlafenszeit der Fall.

Ein breites, rotes Gesicht guckte vom „Schwarzwälder Boten“ auf, den eintretenden Männern entgegen.

Der Polizeidiener schlüpfte mit seinen Papieren flink und leis hinter ein Altkenregal, der Hans Adam aber trat vor gegen den Ortsgewaltigen.

„So, du bist's, Hans Adam!“ klang eine durchs Trinken verdorbene Stimme aus dem Qualm, „was gibst's denn?“

„Drum möcht' ich mein Mädle anmelden; am 21. März ist's geboren.“

„Was!“ rief es hinter dem Altkenländer hervor, „dein Weib hat noch der Storch 'bissen!“

Der Bauerkehrte sich nicht um; mit dem Polizeidiener hatte er nicht zu verhandeln.

„So, so, hm, hm, am 21. März. Ja, den wievielten schreibt man denn heut?“ murmelte der Schultheiß.

„Den 31ten,“ klang es wieder hinter den Altken hervor.

„So, so, hm, hm.“ Dann gab es dem Schultheißen einen Ruck, als sei ihm ein guter Gedanke gekommen: „Kostet Straf, Dohobauer; ist keine Ordnung, ist ganz aus der Weis'. Zehn Tag' lang nicht anmelden.“

Polternd klang die heifere Stimme; aber der Bauer drehte ruhig seinen Dreispiz, und wie ein Schmunzeln lief es um seinen Mund, da er entgegnete: „Hab' Stund' um Stund' auf den Bahnschlitten gewartet, Herr Schultheiß, oder auf ein Laumetter. Gingeschneit waren wir, daß keine Menschenseel' kount' durchkommen. War die ganze Zeit über abgeperrt, und die Böchnerin kount' mir sterben und verderben. Hab' wollen fragen, ob ich nicht eine G'schrift köunt' machen ans Oberamt, daß der Bahnschlitten —“

„Halt dein Maul, Hans Adam und schwätz mir nicht vom Oberamt?“ fiel da der Schultheiß ein; „wie soll denn dein Mädle heißen?“

„Kleopha Barbara,“ sagte der Bauer und lachte über das ganze Gesicht.

„Klee—o—ja,“ buchstabierte der Schulze, „so heißt doch kein Mensch.“

„Wohl, wohl,“ protestierte der hinter dem Altken-

ständer, „so hat ein adeligs Fräulein g'heißen im Böhmißchen, wo ich als Schneider gearbeitet hab'.“

Wieder schmunzelte der Bauer verstoßen. Er wußte genau, daß der Reinhard das flunkerte, nur um herzutun, daß er im Böhmißchen gearbeitet hatte, wo es die besten Schneider und die besten Muslkanten gibt.

Eifrigkehrte er sich dem Polizeidiener zu. „Grad davon ist d' Ned', Reinhard; nach dem Fräulein im Böhmißchen heißt das Fräule vom Fischerhof, das grad' alleweil auf B'such dort ist. Die Tag' muß ne kommen, und sie hat schon im Herbst mei'm Weib versprochen, z' G'vatter z' stehen, wenn's so weit sei. Jetzt ist's so weit, gottlob! und das Mädle muß Kleopha heißen.“

„Jeder nach sei'm Gusto,“ brummte der Schultheiß, tat einen Schluck aus dem Bierkrug schluckte dann ein dickes Buch herum, trug eine am 21. März geborene Kleopha Barbara Plochmann ein, streute Sand darüber und klappte den Deckel zu. Von einer Strafe wegen der verspäteten Anmeldung war nicht mehr die Rede, ebensowenig von einem unzeitigen Storchensbesuch.

Als der Polizeidiener die nächste Maß Bier für seinen Vorgesetzten holte, tat er es im Döhen her, wo er die Gote (Patin) vom Fräule vom Fischerhof im Böhmißchen drin kenne. Und der Gote ihrem Bruder hatte er mehr als ein Paar buchstiniene Hosen gemacht, die Elle zu vier Gulden. Das Fräule vom Fischerhof würde noch länger „drin“ bleiben; aber sie wolle partout beim Hans Adam sei'm Mädle G'vatter sehen.

Die Döhenwirtin, und wer herum saß, tat Mantel und Nase auf. Daß beim Hans Adam seinem Weib was los war, das hatten alle gewußt; aber was der Polizeidiener hertat, und daß so einem armen Geisßenbauern sein Mädle Kleopha heißen mußte, das war schon ganz was Neues.

Aber rechtschaffen war's doch von dem Hoffräulein, daß sie bei ihrer alten Magd zu Gvatter stand und gar zuliebe aus dem Böhmißchen herausreiste.

Schneller noch als beim Schultheißen war die Sache beim Pfarrer erledigt. Der alte Herr lag krank, und der Vikar wunderte sich weiter nicht über das Mädle, das Kleopha heißen sollte und erst nach zehn Jahren angerückt kam auf der Ode.

Als der Hans Adam heimwärts schritt, glühten hoch über der verschneiten Welt die Sterne. Weit draußen vor dem Dorf, wo der Weg nach dem Fischerhof abzweigt, rollte ein Wagen an dem Bauern vorüber. Es war zu dunkel, um die Leute drin zu erkennen; aber der Hans Adam wußte, daß da der Guisherr mit seiner Tochter vom Bahnhof aus der Stadt kam.

Den einsam schreitenden Mann zog es aufwärts gegen die Ode. Mutter und Kind waren dort oben so allein.

Leise jauchzte er auf, der Hans Adam. Es war gut gegangen, der Schnee hatte lang genug gehalten.

Als hätte unter der verspäteten Winterhülle die Erde alle ihre Frühlings- und Lebenskräfte mobil gemacht zu einem ungeahnt kräftigen Losschlagen, so brach dieses Jahr der Lenz im Sturmschritt direkt aus dem Schnee hervor.

Aber Nacht wurde sie grün und jung, die düstere alte Welt.

Nähe am Herentanzplatz, auf einem der obersten Gipfel am Waldsaum, stötete die Amsel, bis der erste Stern am blauen Himmel stand, und im spärlichen Strauchwerk hinter den Äkern saugen die Distelfinken. So war es noch nie gewesen, in keinem Frühjahr, seit der Hans Adam denken konnte. Ob wohl alle die Samentörner, die im Winter die weisse Hand gestreut hatte, in den Kröpflein des Vogelzeugs zu hellen Liebern wurden, die jubelnd aussproksten, jetzt da die ganze Erde im Sprossen und im Keimen war?

Oder ob des Bauern Ohren dieses Jahr offener waren als sonst? Und die Bärbel, sie lauschte auf einen ganz anderen Singfang. Das „feste Menschle“ von der oberen Stube liess es nicht bei jenem ersten Schrei bewenden. Als wolle sie alles hereinbringen, was in den stillen zehn Jahren im Odhof versäumt worden war, so legte sich die kleine „Kleph“ ins Zeug, wenn das „Breile“ oder die Geisimilch nicht zugleich zur Stelle war. Die Bäuerin kam kaum zu Atem mit ihrem Mädle. „Hans Adam,“ sagte sie oft, „die Tag' sind jetzt viel kürzer.“ Da lachte der Mann und meinte: „im Kalender steht's anders.“

Der Sommer rückte vor, Anjeln und Finken schwiegen, denn auch sie hatten jetzt ihre liebe Not, bis den Kleinen im Nest die schreienden Schnäbel gestopft waren.

Die Bärbel hatte und jätete Lischweilen in Acker und Garten, in der Rechten das Arbeitsgerät, auf dem linken Arm die Kleph im dürtigen Rödchen.

„Ist keine Art so,“ sagte dann wohl verweisend der Bauer und nahm seinem Weib das Kind vom Arm, damit ihr die Arbeit besser von statten gehe. Aber nach kurzer Zeit fand wieder die Bärbel, daß die Art nicht die rechte sei, und das Mädle wanderte wieder.

Wenn alle vier Arme der Odhofsleute zur Arbeit nötig waren, dann lag die kleine Kleph auf ihrem blauen Kissen im Heidekraut, das Mohle saß daneben, leckte bisweilen sanft und beschwichtigend die himmelwärts strampelnden runden Beinchen und bellte aufgeregt, wenn das zappelnde Ding vom Kissen rutschte.

Hatte vor etlichen Monaten noch die Bärbel schon und fast ängstlich nach den Wegen geblickt, auf denen dann und wann ein Mensch sich auf die Ode verirrte, so war es ihr jetzt zuweilen ein Herzeleid, daß außer dem Mohle und dem Hans Adam niemand da war, ihr Kind und sein Gedeihen zu bewundern.

Die Jungfer Kleopha vom Fischerhof kam zuzeiten, ihr Patenkind zu besuchen; aber das Fräulein war von einer gar stillen Art. Zumeist legte sie den Kopf ganz müde auf den Tisch neben die zappelnde Kleine und weinte leis und bitterlich.



Dann lag die kleine Kleph auf ihrem blauen Kissen im Heidekraut.

Dann griff es der Bärbel aus Herz wie heißes Mitleid. Sie, die einstige Magd, saß jetzt so glücklich im Vollen, und die Gutstochter, das Fräulein, war gar bettelarm.

So oft sie kam, drückte sie dem Hans Adam ein blankes Goldstück in die Hand und sprach kein Wort dazu.

„Bärbel,“ sagte einmal der Bauer, „mir g'fällt's nicht, daß wir uns dafür zahlen lassen.“

„Narr,“ entgegnete sein Weib, „das Geld gibt unserem Mädle sein Heiratsgut.“

Im Fluge enteilt der Sommer. Im Gärtchen hinter dem Odhof blühten die Aftern. Neiseben, gelbe Ringelblumen und volle, schwerköpfige Malven wucherten über Beete und Wege.

Das Mädle konnte allein sitzen, ja es rutschte von einer Ecke in die andere stink wie eine Here.

Der Hans Adam und das Mohle konnten sich nicht genug verwundern über das kleine Ding.

Die Bärbel trat aus der hinteren Haustüre. „Hör auch, Hans Adam, was der Botenkarle grad g'sagt hat: 's Fräule Kleopha hab' 's Zehren und konn' nimmer auf.“

„Will's glauben,“ jagte leise der Mann, „sieht schon lang elend aus.“

Das Kind zauselte dem Mohle das Fell und krächte vor Vergnügen.

Späte Gewitter bedeuten nie etwas Gutes. An einem Abend im September zog es schwarz herauf hinter den Tannen. Die Bärbel holte eben noch die sturmgeerzten Hemdchen und Rödchen vom Waschseil im Garten, klappte die Fensterläden zu und sah nach den Geiszen, da brach es schon los. Der Hans Adam las hinter dem Tisch das Gebet „wider bösen Wetters Schaden“, das doppelt nötig geworden war,

seit der sichere Blitzableiter der Ode, der gewaltige Eichbaum, verschwunden war.

Zwischen zweien der dröhnenden Donnerschläge klopfte es an die Haustüre. Ein Bote vom Fischerhof kam, zu melden, daß das Fräulein Kleopha im Sterben liege und nach der Odehofsäuerin verlangte habe. Die Bärbel machte nicht viel Worte. Dem Boten gab sie den gebräuchlichen Schnaps, für sich selbst holte sie das Halstuch und den großmächtigen blauen Regenschirm.

Dann hob sie das Kind vom Boden auf, tat ihm zwei trockene Windeln und ein sauberes Röckchen über und schickte sich an zu gehen.

„Aber das Kind schleppet Ihr doch net mit,“ meinte verwundert der fremde Knecht.

„So — willst du's derweil hüten?“ gab die Bärbel so barsch zurück, daß der Mann weiter keinen Einwand wagte. Der Bäuerin brach fast der Arm, bis sie auf den Hof kam. Aber sie sprach trotzdem den Knecht nicht um Hilfe an, und der schritt her neben dem schwer atmenden Weib und dachte: „Wenn eine schon so dumm ist, so gehört's ihr nicht besser.“

Am eisernen Gittertor des Fischerhofs stand eine junge Magd und fuhr sich mit der Schürze übers Gesicht.

„s Fräule Kleopha ist schon g'storben, und der Herr liegt im Bett und kann Euch heut nimmer brauchen.“

„D du mein —“ sagte ganz leise die Bärbel und lehnte sich gegen das Gitter.

„Sie ist dem Kind sei Gote gewesen, dürft's net zu ihr, b'hüt Gott sagen?“ fragte dann das erschütterte Weib.

Da lachte die Magd hell auf: „Das versteht doch so ein Kind net!“

Die Bäuerin sagte nichts mehr. Sie nahm die kleine Kleph auf den andern Arm und schritt ihres Wegs zurück.

Der Knecht aber, einer vom Gäu drüben, kniefte die junge Magd in den Arm: „Du Meile, bei euch auf dem hinteren Wald sind d' Leut' doch noch saudumm.“

„Ja, und im Gäu hat's lauter Professer,“ gab die Magd schnippisch zurück.

Der Regen hatte aufgehört. Fern hinter den dunklen Bergwäldern grollten noch die Donner, auf den glatt abgeloßten roten Sandwegen rieselten dünne Wasseräderchen, und die blauschwarze Wolkenwand stand am nördlichen Himmel wie mit einem Lineal zurückgestrichen. Kurze, signalartige Vogelrufe klangen durch den Wald, und die schwer von den Ästen fallenden Tropfen ließen ein leises, gleichförmiges Knistern herlaufen neben dem müden, bergan leuchtenden Weib.

Die Bärbel war nicht mit sich zufrieden. Daß sie zu spät gekommen war, das war nicht ihre Schuld; aber daß nicht tiefere, schmerzlichere Trauer ihr das Herz bedrückte, das war Undankbarkeit und Schande. Weinen hätte sie sollen, weinen und klagen um ein

so junges Menschenleben, jammern um das Fräule, das so manches Gute getan hatte an den Odehofsleuten, so manches Gute früher schon und zuletzt dann noch — das Beste.

Aber wenn sie sich dies alles noch so sehr vorhielt — es drang eben immer wieder etwas aus dem tiefsten Herzen hervor, was beinahe wie ein geheimes Glücksgefühl ausgesehen hätte, wenn die Bärbel mutig genug gewesen wäre, es im rechten Lichte zu betrachten.

Den an Einjamkeit gewöhnten Menschen treten gerne die Gedanken auf die Lippen. Auf das Kind, das in wohligen Schlaf ihr im Arme lag, niedersehend, murmelte das Weib: „Jetzt gehörst ganz und gar mir, Menschle, liebs! Bist wäger (wahrlich) grad' wie vom Himmel g'fallen auf den Odeh.“



Die Bärbel setzte sich auf einen Kilometerstein am Wege.

Dunkel sank der Abend. Die Bärbel setzte sich auf einen Kilometerstein am Wege. Nur eine kleine Weile wollte sie rasten, ehe sie auf den letzten, steilen Seitenweg einbog.

Durch den Wald hallte ein langgezogener Ruf. Das war der Hans Adam, der von oben kam und seinem Weib entgegenging. Die Bärbel lachte vor sich hin. „Grad wie ein Junger tut er, und mir allein z'lieb wär' er nicht auf dem Weg.“

Sie hätte gerne den johlenden Ruf erwidert. Trotz Müdigkeit und Schmerz im Arm war ihr ganz jung und froh zu Mut. Aber das Mäde durfte nicht aufwachen, es schlief gar so gut.

Sachte stand sie auf und schritt dem Bauern entgegen, und als sie behutsam, als wäre es von feinstem Glas, das Kleine in ihres Mannes Arm hinüberlegte, da sagte sie weiter nichts als: „Hans Adam, jetzt g'hör't's uns ganz allein.“

Das Fräulein Kleopha lag zu derselben Zeit ganz

still und weiß in der größten Stube des Fischerhofs. Müde und traurig sah sie nicht mehr aus, und wenn sie der Bärbel übelnahm, daß ihr nicht allzu schwer ums Herz war, oder ihrem Patenkind, daß es so ruhig schlummerte, — so stand doch nichts davon auf der Toten friedlichem Gesicht zu lesen, schon eher ganz etwas anderes.

Hans Adams Kleph lief wie ein Wiesel über die Öde. Bald zwischen den Rüben, bald im Kartoffeltraut, am Waldjaum und im grasigen Gärtchen flatterte ihr blauleinenes Röcklein. Der Bauer schalt oft sein Weib, daß sie das Mädle zu keiner Arbeit anhalte, und die Bäuerin warf dem Hans Adam vor, daß er der Kleph allzu viel zulasse.

Nur das Mohrle war allezeit mit der Kleinen einig. „Schon eine rechte Sorg' ist's, mit so ein'm Teufele,“ seufzte der Bauer.

„Sei' liebe Not hat man mit dem Herle,“ murmelte die Bärbel, und die beiden vergaßen oft reinweg die Arbeit, wenn sie so dem blauleinenen Röckchen nachblickten.

In einem sonnigen Mittag im Hochsommer häufelte der Bauer seine späten Kartoffeln.

Das „Teufele“ saß auf den grauen, verwitterten Randsteinen der Römerstraße, flocht ein Körbchen von Hasen und sang dazu: „Gia popeia, schlag' s Göckele tot, s legt mir lei' Eile und s frist mir mei Brot.“

Vom Hause her schritt die Bärbel langsamer als sonst. „Hans Adam,“ rief sie, und winkte mit den Armen.

Der Bauer legte bedächtig die Haue weg; er ging nicht gern von der Arbeit, wenn er so schön im Zug war.

„Wach! Lauf!“ drängte das Weib. Da hüpfte die Kleph behend von ihrem Stein und eilte der Mutter zu. Doch die wies das Kind kurz fort: „Dir hab' ich nicht g'schrien!“

Der schwindende Mann trocknete sich die Stirne: „Was gib't denn?“ fragte er kurz.

„Der Herr Fischer ist drinnen,“ entgegnete die Bärbel leise, und dabei hingen ihre Augen forschend an des Mannes Gesicht, ob der wohl auch ihre geheime Angst teile.

Aber auf einem Gesicht, das von der Sonne des Mittags glüht, ist nicht leicht zu lesen.

Auf der weißgezeichneten Bank hinter dem Tisch saß der Herr des Fischerhofs.

Dem Hans Adam gab es einen Ruck. Wie sah der Mann aus, der den Kopf so hoch zu tragen gewohnt war! Zusammengesunken war die mächtige Gestalt, ergraut das Haupt- und Barthhaar, schlaff geworden das strenge Gesicht. Nur in den Augen glimmte noch etwas vom alten Feuer.

Mit fast schüchternem „Grüß Gott“ trat der Bauer vor den Herrn. Als sei er erschrocken, so fuhr der Gast des Obhofs aus seinen Gedanken auf, und dann hieß er den Hans Adam sich setzen. Die Bärbel zog die Stubentüre zu und schloß die Fenster, vor denen die Selbsteigelsüßke dufteten, dann lehnte sie sich wartend an die geköpfelte Wand.

„Wegen dem Kinde komme ich!“ stieß der Herr hervor und legte die Rechte schwer auf den Tisch.

„Wohl, wohl,“ sagte leise der Bauer.

„Es ist eben doch das Kind der Kleopha,“ fuhr Fischer dumpfen Tones fort und starrte auf die toten Mücken, die auf einem Teller mit Fliegenpapier lagen.

Die Obhofsleute atmeten schwer. Der Bauer dachte an den Tag, da er „vor Amt“ und vor dem Pfarrer eine Kleopha Barbara Blochmann angemeldet hatte, die Bärbel an den Gewitterabend, da sie das Kind einer Sterbenden bergab und ein eigenes bergan schleppte mit schmerzenden Armen.

„Mit mir geht es schnell abwärts, Leute, und es ist gut so,“ fuhr der Herr fort und schaute die zwei nacheinander an, als wolle er den Ausdruck ihrer Mienen beobachten.

Wieder bekam er keine Antwort und kein Zug in den Gesichtern der beiden veränderte sich.

Da sprang der Mann hinter dem Tisch auf und durchmaß die niedere Stube, deren Holzdecke ihm nahezu das Haar streifte. „Hans Adam,“ stieß er hervor, als wolle er sich die leidige Sache vollends schnell vom Halse schaffen, „wenn ich heute die Augen zutue, so bekommt der — der —“ er schluckte an einem bösen Wort, „das Kind zehntausend Mark.“

Damit ist dir und deinem Weib das Maul gestopft und ihr eripart euch selbst nur Ungutes, wenn ihr damit zufrieden seid.“ Er machte eine Pause; aber regungslos standen die beiden. Die düsteren Augen begannen jetzt zu flammen, der Mann redete sich selbst in Aufregung.

„Wenn ihr den alten Schlamm aufrühren wollt — mir tut's keinen Schaden mehr und meiner Tochter auch nicht; aber es ist mir doch ein eckiges Gefühl, daß jeder Lump sollte von der Kleopha ihrer Schande sprechen. Denn wie sie darnach ihre Last getragen, darnach fragt keiner.“

Wieder blieb es still in der Stube bis auf das Knirschen des Sandes und das Krachen der Dielen unter den schweren Tritten des Gutsherrn.

„Nutzen habt ihr keinen davon. Zum ersten könnt ihr nicht beweisen, daß das Mädchen meiner Tochter Kind ist, und zum andern hat es keinerlei Anspruch an mich, auch wenn man euch glauben würde.“

Die Bärbel trat jetzt einen Schritt von der Wand und wollte sprechen, aber kurz und hervisch fuhr der erregte Mann fort: „Also mit dem Prozessieren schlagt ihr nichts heraus, als daß der Betrag von damals ans Licht kommt. So gebt euch zufrieden, wenn ich dem Patenkind meiner verstorbenen Tochter zehntausend Mark vermache und verderbt mir im übrigen den Spaß nicht.“

Es war ein böses Lachen, das der Herr ausstieß, und die dunklen Augen hatten einen leidigen Glanz. Langsam schob der Hans Adam seinen Stuhl zurück und stand jetzt auch auf.

Die großen arbeitsharten und schmutzigen Hände streckte er in die Taschen seiner Lederhose, und das Gesicht, in dem die Blut nun abgeebbt hatte, gegen den Gast gekehrt, fragte er einfach: „Wer sagt denn, daß ich Geld will?“

Wäre des Gutsherrn hitziges Blut weniger in Wallung gewesen, die schlichte Frage hätte die ganze Testamentsangelegenheit regeln müssen; so aber war es nur Öl ins Feuer.

„Gibt es denn auch da hinten im Wald einen einzigen Bauern, der kein Geld will! Und ich nehm' es euch gar nicht übel; ihr habt die Mühe und die Plage und die Kosten gehabt für meiner Tochter Leichtsin, und das soll bezahlt werden, gut bezahlt werden; aber dann ab und fertig. Wenn es euch lieber ist, bekommt ihr das Geld jetzt schon; es läßt mir keine Ruhe mehr, seit gestern schon gar nicht mehr.“

„So,“ sagte jetzt plötzlich die Bäuerin und stemmte die sehnigen Arme in die Seiten, „nach ganzen fünf Jahren treibt's Euch heute einmal auf den Dohof. Habt doch all die Zeit her nicht gewußt, daß Ihr ein Enkelkind habt! Wir hätten Euch nicht dran g'mahnt, und gleich heut könnt Ihr's von uns aus wieder vergessen; denn das sollet Ihr uns erst beweisen, daß unsere Kleph nicht unser eigen Kind ist. In den Büchern steht's geschrieben, wie's ist, von einem Jungfernkind vom Fischerhof steht nichts drin! Und wegen Euerem Geld, Herr! — Was hat denn Euch Euer Hab und Gut geholfen, so lang mir's denkt? Die Amerikanische, die Ihr auf den Hof gebracht habt, die ist Euch durch, ob Ihr sie gleich in Sammet und Seide gewickelt habt, kein Dienstbot bleibt Euch, und die, die bleiben, die stehlen Euch's Haus aus. Das Fräulein Kleopha ist ins Unglück gekommen, und Euer Geld hat den Lumpen, der eine noch Reichere am Bändel hatte, nicht zwingen können, zu tun, was recht ist. Und zuletzt, wie sie das Zehren kriegt hat, da war jeder Bagen und jeder Taler verloren; da habt Ihr müssen's einzige Kind hinterben sehen, nicht anders, als ob Ihr ein armer Teufel wäret, der keinen Doktor zahlen kann. Drum b'haltet Euer Geld, Herr, wie Ihr dazumal Euer Hochzeitschenke (Hochzeitsgeschenk) b'halten habt, und bildet Euch nicht ein, daß Ihr uns etwas schuldig seid!“

Außer Atem hatte sich das empörte Weib geredet und der Gutsherr stand und schaute seine einstige Magd an, als traue er seinen Sinnen nicht.

Hans Adam trat neben die Bärbel. Ein paar-mal nickte er mit dem Kopf, dann begann er ruhiger als seine Ehehälfte, aber darum nicht weniger eindringlich: „Wohl, wohl, Herr Fischer! Für die Kleph lassen wir uns nicht zahlen. Hab' schon oft sinniert, wie ein leiblicher Großvater so viel Lieb' und Freud' kann aus seinem Leben streichen, nur aus Angst vor fremder Leute Mäuler. Ist nicht anders, als wollt' einer sein' Lebttag im Schatten stehen, weil ihm in der Sonn' könnt' die Haut braun werden. So habt Ihr es gemacht, Herr Fischer, Ihr und das Fräule. Im Dunkel und in der Kälte seid Ihr Eures Wegs gegangen, und wir, mein Weib und ich, sind derweil in der warmen Sonn' g'standen. Wenn die Kleph um Euch gewesen wär' mit ihrem Gesichtle wie Milch und Blut, dann läg' das Fräule heutigen-tags nicht unterm Boden, und Ihr sähet anders aus.“

„Von dem ist d' Red',“ fuhr das Weib eifrig dazwischen, „aber Ihr habt's ja nicht anders wollen. Und jetzt ist's z' spät. Ich geb' 's Mädle nimmer her, und wenn Ihr mir den Fischerhof für den Dohof anbietet.“ Der Hans Adam trat zu dem Wandbrett, wo Bibel und Predigtbuch standen. Ein dünnes, grünes Heftchen zog er dort hervor und hielt es dem Gutsherrn hin: „Da auf der Spatass' ist alles, was mir 's Fräule jemals g'schenkt hat. Ihr könnt's wieder mitnehme heut', hab' nie kei' Freud' an dem Geld g'habt.“

„Das läßt d', Hans Adam, das g'hört unserem Mädle von Rechts wegen,“ sagte kurz die Bärbel und schob das Heftchen an seinen Platz zurück.

Noch stand der Gutsherr regungslos mitten in der Stube, da lang es draußen vor dem Fenster jubelhell wie Vogelgezwitzcher: „Gia popeia, schlag 's Göckle tot!“

Jäh wandte sich der Mann, und an ihm vorüber flog die Bärbel zur Stube hinaus, stüt wie die Jüngste, und gleich darauf stand sie unter der Türe mit dem „Teufel“ im blauleinernen Röckchen auf dem Arm. Seidenfeines Goldhaar fiel in Ringeln in das rotbackige Gesichtlein dort, und der arme reiche Gutsherr in der niederen Stube starrte das Kind an, als juche er in fernern Zeiten nach einem ähnlichen Gesicht und ähnlichen Haaren.

„Das ist unsere Kleopha!“ rief das Weib fast feindselig. „Das ist meine Kleopha,“ sagte gleichzeitig der Herr, als rede er im Traum.

Wie er hinauskam zum Haus und hinunter von der Tde, das wußte er nicht; aber mitten im Wald stand er wieder und wieder still und schüttelte den Kopf.

Einmal sagte er ganz laut: „Fischer, du bist ein Narr oder wirst einer.“

Die Dohofleute standen lange noch vor ihrer Türe. Die Bärbel hielt ihre Kleph auf dem Arm, und das Mohle umbellte die drei.

„Der weiß, wo er mit uns dran ist,“ sagte trotzig das Weib, „und das mit der Hochzeitschenke hab' ich ihm auch hing'rieben.“

„O Weib!“ sagte der Hans Adam, spuckte in die Hände und ging wieder hinter seine Kartoffeln.

Wieder war sie da, die trübselige Zeit, wo in die tiefen Täler des Schwarzwalds kein Sonnenstrahl hinabreicht. Kalte Nebel streifen zwischen den Bergen schwarz waren die Nächte, grau die Tage. Wehe dem, der zu solchen Zeiten nicht inwendig Licht und Wärme und Sonne hat.

Der Herr des Fischerhofs hatte nichts von alledem. Scheu ging ihm sein Gesinde aus dem Weg, selbst der Hofsund schlüpfte in die Hütte, wenn der Herr vorüberging.

Und an einem bösen Sturmtag im späten November durchbröhte den Fischerhof ein scharfer Knall. Der Gutsherr hatte sich erschossen. Wohl flog es wie Schrecken und Grauen durch das weitläufige Haus; aber warme Tränen flossen nicht um den blaffen Mann mit der blutenden Stirne.

Der Haushalt flatterte auseinander wie Spreu, wenn der Sturm darüber kommt. Im Fischerhof suchten die Mäuse und stöberten die Gerichtsherren.

Auf dem Gericht der nahen Stadt lag ein Testament, das um drei Jahre zurückdatierte. Es war ein seltsames Nachwerk voll Menschenhaß und -verachtung: „Mein sämtliches Hab und Gut, bis an zehntausend Mark bares Geld, die dem Patentkind meiner verstorbenen Tochter, Kleopha Barbara Blochmann vom Odhof, gehören sollen, vermache ich demjenigen unter meinen gesetzlich Erbberechtigten, der noch nie ein Weib betrogen hat. Ist kein solcher darunter, so soll derjenige Haupterbe sein, der noch nie von einem Weib betrogen wurde. Ist auch von dieser Sorte keiner zu finden, so soll alles zu Geld gemacht und damit die Prozeßkosten bezahlt werden, die über der Ermittlung der vorgenannten Erben entstanden sind.“

Die Herren, die dieses lasen, lächelten und zuckten die Achseln.

Im Fischerhof aber, im Schreibtisch des Hausherrn, fand sich ein neues Testament, vom September des laufenden Jahres datiert:



Der arme reiche Gutsherr starrte das Kind an.

„Meinen gesamten Besitz, beweglichen und unbeweglichen, vermache ich dem Patentkind meiner verstorbenen Tochter, Kleopha Barbara Blochmann, Tochter des Hans Adam Blochmann vom Odhof. Und zwar soll die Nutznießung von allem den Eltern des Mädchens zustehen, bis zum ersten Jahrestag der Hochzeit besagter Erbin.“

Dem Franz von Stolte, einem früheren Volontär und weitläufigen Verwandten von mir, soll der Revolver zukommen, mit dem ich mich demnächst erschließen werde. Ich weiß und will, daß der Herr zu seiner Zeit dessen auch benötigen wird.“

Wieder schüttelten die Gerichtsherren die Köpfe. Der Tote war offenbar ein Narr gewesen.

Und dann begannen die Prozesse. Fünf, sechs gewandte Advokaten verdienten ein schönes Geld dabei.

Auch jener frühere Volontär und weitläufige Verwandte machte seine Ansprüche geltend; aber nicht des Revolvers halber. Der Herr suchte dem Gericht zu beweisen, daß sein Vetter, der Erblasser, schon vor sieben Jahren, als er, Franz von Stolte, Volontär bei ihm war, total verrückt gewesen sei.

So habe er zum Exempel einmal ihn mit der Hundspeitsche in der Hand zwingen wollen, das verstorbene Fräulein Kleopha zu heiraten.

So blieb denn zuletzt kein Zweifel, daß die beiden Testamente, weil von einem Geisteskranken verfaßt, als ungültig umzustosen seien.

Lachende Erben und lachende Advokaten verteilten den schönen Besitz, und der Fischerhof ward ein Wirtshaus.

Auf dem Odhof wuchs indessen des toten Gutsherrlein's Patentkind daher wie ein wurzelstarkes Pflänzchen im richtigen Erdreich. War mancher unter des erschossenen Mannes Erben, der mit seinem Teil weit weniger zufrieden war als das barfüßige Kind auf der Ode, das leer ausging beim Zerreißen des Fischerhofs.

Wohl hatte das wilde Dirnlein auch seine Sorgen und Händel; aber die Advokaten verdienten nichts dabei.

Wenn die mutwilligen Geißen der Kleph die schönsten Löcher in den Rock rissen, wenn das Mohrle über die frisch eingesäten und bepflanzen Gartenbeete jagte, weil in den schmalen Wegen das Kind umhertollte — dann mußte das Mädel den bösen Handel ganz allein vor der Mutter ausfechten. Und mit den großen, lautlos und schwer fliegenden Schmetterlingen am Waldsaum, den fröhlich gaukelnden kleinen Faltern auf der Heide, den summenden Bienen am wilden Thymian hatte man auch seine liebe Not, weil sich keines wollte fangen lassen und noch weniger seinen Namen verraten.

Aber wenn der Abend kam und die Kleph gähnend und mit müdgelaufenen Beinchen tief in die Federn sank, dann waren all die Nöten des Tages vergessen und die hellen Kinderaugen fielen oft zu mitten im kurzen Nachtgebet.

Beim Hans Adam und der Bärbel war es gerade umgekehrt in der Zeit, so lange die Streitereien um den Fischerhof währten. Beim Tag war die Arbeit da und das rastlose „Teufele.“ Aber in der stillen Nacht, wenn man so gar nichts zu tun hatte, als unter der rotgewürfelten Decke zu liegen und auf die bohrenden Holzwürmer im alten Gefäßer zu horchen, dann kamen unbetene und ungewollte Gedanken und Sorgen.

Zehntausend Mark im einen Fall, — noch viel mehr im andern Fall, — gar nichts im dritten Fall. — Nicht ein armer Geißbauer vom hinteren Wald allein wäre da schlaflos gelegen.

„Hans Adam, wachst?“ klang es leise durch die Kammer.

„Wohl, wohl.“

„Wenn's nur zu einer Kuh langen tät.“

„Wohl, wohl.“

„Prozessen tun wir aber nicht.“

„Beileib' nicht.“

Lange blieb es jetzt still in dem dumpfen, schwarzen Raum. Unten im Stall hörte man die Geißen sich rühren, und am Fensterladen rüttelte der Wind der Höhe.

„Bärbel, es ist kein Segen auf dem Geld vom Fischerhof.“

„Kommt drauf an, wer's hat.“

„Ich streit' nichts 'raus und lass' mir nichts nachsagen.“

„Aber nehmen tu's, wenn sie dir's geben wollen.“

Der Bauer gab keine Antwort. Es schien ihm wohl wenig glaublich, daß er sich für einen solchen Fall würde zu entscheiden haben.

Zwischen seinen vollen Federkissen rührte sich jetzt das Kind. Hell und fröhlich lachte es im Schlaf, wie schon oft in diesen Nächten, da die beiden wachend lagen.

„Will dir was sagen, Bärbel,“ begann der Mann leiser als zuvor. „Zehn Jahr' lang haben wir auf ein Kind gewartet. Ist keins gekommen. Wenn eins gekommen wär', meinst, es hätt' einen Stumpen Geld mitbracht oder eine Kuh oder ein Stück Ackerfeld? Schäh' wohl, nicht. Und das Klephle soll sein wie unser eigen Fleisch und Blut, nicht anders. Wenn's reich wird, dann ist's unser eigen Kind nicht mehr.“ Der Bauer legte sich auf die Seite, daß das Bettstroh knisterte, und schlief ein, ohne auf seines Weibes Antwort zu warten.

Vor Gericht mußte der Bauer und zum Pfarrer. Die Herren redeten sich in die Hitze, sagten, sie meinten es gut und sprachen vom Prozessieren. Andere redeten sich auch in die Hitze, meinten es ebenfalls gut und rieten zum Bleibenlassen.

Der Bauer nickte dahin und nickte dort, in. Aber die Narrheiten des Testators hätte er wohl manche Auskunft geben können; aber es schien ihm ein ungutes Ding, wie der Tote dereinst gesagt hatte, in dem alten Schlamme zu wühlen. Und den höchsten, den sichersten Trumpf hätte der Hans Adam ja doch niemals ausspielen können, ohne sein Klephle, sein Teufele, wurzellocker zu machen auf der Erde da droben. Und wie leicht geht eine Pflanze ein, wenn man die Wurzel nicht in Ruhe läßt.

So ging die Sache den geweihten Weg.

„Dieser Hans Adam Blochmann vom Odhof ist der erste Bauer vom hinteren Wald, der das Prozessieren scheut, wenn es dazu noch um Geld geht,“ sagte einer der Advokaten in der Herrenstube des Dohsen im Pfarrdorf, wo die Herren einmal wegen der Sache zusammengekommen waren.

Die Dohsenwirtin stellte eben einen Schoppen Neuen vor den Sprecher. Sie wischte sich die nassen Hände an der Schürze ab und meinte: „Beim Hans Adam spukt's eben auch, sonst hätt' er schon sein Mädele nicht Kleopha taufen lassen, der Narr.“

„Ist leicht der Dümms!' auf dem ganzen hinteren Wald,“ warf der Polizeidiener ein, der unter der Türe horchte, wie es seine Gewohnheit war vom Rathaus her, „wenn so ein Stoffel nie in d' Welt 'naus kommt, fehl'ts ihm halt an der Kurvasche.“

Der Abgott.

I. Ein herrlicher Tag.



in herrlicher Tag! Sonnig strahlendes Maiwetter herrschte nach langer, häßlicher Winterzeit; der kühle, regnerische April hatte alles zurückgehalten, Blätter und Blüten. Nun waren alle Keime und Knospen auf einmal unaufhaltsam hervorgebrochen: die Wiesen wurden grün und die Buchenwälder schlugen aus, die Veilchen dufteten noch märzenfrisch im sprossenden Gras an den Rainen, Kuckucksblumen und Himmelschlüssel lachten am Waldsaum, die rosafarbenen Pfirsichbäumchen wetteiferten an Pracht mit den grünlichweißen Pflaumen und Zwetschgen, die zarten Kirschblüten mit dem kräftigen Weiß der Birnbäume, sogar die rötlichen Apfelblüten wagten sich schon heraus. Die Bienen und Hummeln wußten gar nicht, wohin sie sich zuerst wenden sollten, und summten laut vor Arbeitseifer, die Waidfäher taumelten trunken von Blütenduft in den Zweigen. Allerlei Schmetterlinge flatterten über die saftigen Kleeäcker, in der klaren, warmen Luft geigten die Mücken; Eibehsen sonnten sich an den glutheißen Steinen, im Gebüsch jubilierten die Finken, und zum sonnig-blauen